

## Unterrichtsmaterial 14

### Auszug der Rede von Batsheva Dagan „Ich lebe, das ist mein Sieg“ am 12.10.2012 in Schwerin

...

Aber der schreckliche Tag ist gekommen, die „Endlösung“. Am 5. August 1942 kamen Einsatztruppen, die haben an die Türen geklopft und man musste in zehn Minuten mit wenig Gepäck zum Sammelpunkt kommen. Das war die erste Selektion. Auf der einen Seite die Erwachsenen und auf der zweiten Seiten die Jungen. Sabina und ich waren auf der linken Seite, Genia mit meinen Eltern auf der rechten. Sie wurden nach Treblinka verschleppt, vergast und verbrannt. Ich habe Tage und Nächte geweint. Damals dachte ich an Flucht. Denn die Polen haben erkannt, wer Jude ist, die Deutschen haben das nicht erkannt. Einen Mann konnte man gleich erkennen, aber nicht die Frauen. Unsere traurigen Augen haben uns verraten. Dann haben wir uns dazu entschlossen, dass ich zuerst gehe und Sabina nachkommt. Auch Polen wurden verfolgt. In Radom hat man eine Straße von beiden Seiten abgesperrt und die Polen auf Lastwagen zur Zwangsarbeit nach Deutschland gezwungen. Ich hatte eine polnische Bekannte, die wollte nicht nach Deutschland. Es ist ihr gelungen wegzulaufen, und sie hat mir ihre Papiere gegeben. In Polen war es Sitte, wenn Brüder Töchter hatten, haben sie ihnen dieselben Namen gegeben. Deshalb konnte ich ihren Pass gebrauchen.

Der Landesgerichtsdirektor in Schwerin hatte ein Dienstmädchen gesucht, das sollte meine polnische Kollegin sein. Da bin ich an ihrer Stelle, mit ihren Papieren, nach Deutschland gegangen. Ich bin über Radom, Warschau, Berlin nach Schwerin gekommen. Im Zug saß ein SS-Mann mit einem Totenkopf auf seiner Mütze, und er hat mir ein Lied gesungen: „Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei, erst kommt Hitler und dann die Partei.“ Das war mir ein Trost, aber ich habe auch Angst gehabt, und doch habe ich gefühlt, dass er mir nicht schaden wird. Als ich nach Schwerin gekommen bin, hat der Gerichtsdirektor gesagt: „Aber das sind doch nicht Sie! Sie habe ich doch nicht gewählt!“ Das ist wahr, er hat mich nicht gewählt.

Bei der Ankunft am Bahnhof in Schwerin habe ich Plakate gesehen wie: „Ehe deine Hand den Schalter dreht, bedenke, um was es geht.“ „Räder müssen rollen für den Sieg.“ Und den schönen Satz: „Es grüßt dich die Stadt der Seen und Wälder.“ Ich war entzückt von der Stadt und dem Haus am Slüter Ufer am Ostorfer See. Jeden Tag habe ich auf diesen See geblickt. Das hat mir gutgetan, und ich habe von der Freiheit geträumt.

Aber ich wurde verraten und eingesperrt. Ich war in sechs Gefängnissen in Deutschland. Das erste Gefängnis war in Schwerin neben dem Bahnhof, heute ist da ein Hotel. Dann war ich in Güstrow in einem Schloss, da hat man mir Kleidung aus dem vorherigen Jahrhundert gegeben. Ich musste jeden Tag Wäsche waschen. Und ich habe Scharlach bekommen und musste sechs Wochen dort bleiben, bis ich gesund war. Das nächste Gefängnis war in Neubrandenburg. Dort

war ich mit einer Russin in einer Zelle. Sie hat die ganze Zeit gejammert und geweint: „Was für Verbrechen habe ich begangen? Ich bin eingesperrt, weil ich liebe.“ Sie hatte sich in einen deutschen Soldaten verliebt, und deshalb wurde sie mit mir zusammen nach Auschwitz verschleppt. In Neubrandenburg ist noch etwas Eigenartiges geschehen. Um fünf Uhr am Morgen hat ein Schupo geklopft, hat mir ein Sandwich mit einem Ei gebracht und gesagt: „Wir verlieren in Afrika.“ Das hat mir Hoffnung gegeben, vielleicht werde ich doch überleben. Er hat gesagt: „Und wenn du das alles überlebst, komm in meine Kneipe, die heißt ‚Die Goldenen Sterne‘, ich werde dich gerne zu Gast haben.“

....

Anschließend war ich in Berlin am Alexanderplatz im Gefängnis. Es war ein „wunderbares“ Gefängnis: Es gab eine Toilette im Zimmer und intelligente Frauen, anregende Gespräche.

Von Berlin aus kam ich nach Breslau, ein schreckliches Gefängnis, es gab so viele Schläge, ich habe mich unter den Pritschen versteckt. Und dann Beuthen, und schließlich das Tor von Auschwitz. Über Auschwitz habe ich nicht viel gewusst. Ich wusste nur, dass man hineinkommt, aber man geht nie heraus.

...

Dort gibt es eine Lagerstraße, die heute noch so aussieht wie damals, und es gibt Gruben. An diesen Gruben haben Häftlinge gestanden und haben so gemacht ... schnipp-schnapp. Was soll das bedeuten? Haare abschneiden. Dann hat man mich in eine Sauna“ geführt – keine Sauna, so wie Ihr sie kennt –, dort hat man eine Frau in einen Häftling umgewandelt. Man hat mir die Haare abgeschoren, man hat mir auf dem linken Arm eine Nummer tätowiert, ich habe eine Uniform von einem getöteten russischen Soldaten bekommen, ohne Unterwäsche, und mir wurde befohlen, meine Füße mit Streifen von einem jüdischen Gebetsschal zu umwickeln. Ich habe zwei linke holländische Holzschuhe gehabt, und so musste ich zur Arbeit marschieren. In jedem Lager gab es zwei Zählappelle, am Morgen um fünf Uhr und 17 Uhr am Nachmittag. Über die Appelle werde ich Euch nichts erzählen, ich möchte Euch erzählen, wo ich gearbeitet habe. Ich habe in Auschwitz in vier Kommandos gearbeitet.

Das erste Kommando war das „Brennessel-Kommando“. Da habe ich mit blutenden Händen, ohne Handschuhe, Brennessel gepflückt. Meine Aufseherin hieß Irma Grese sie war hübsch – und grausam. Sie hatte einen Hund und einen Stock, und sie hat uns geschlagen und geohrfeigt. Wir haben hohe Körbe bekommen, um sie vollzustopfen, und sie hat ihren glänzenden Stiefel hineingestellt. Und Gott behüte – wenn der Korb nicht voll war, dann gab es Ohrfeigen und Schläge links und rechts. Mein zweites Kommando war das „Kartoffelkommando“. Da habe ich 50 Kilo Kartoffeln auf einer Trage geschleppt, zusammen mit einer anderen Häftlingsfrau.

Das dritte Kommando war das „Revier“. Da ist mir etwas Gutes passiert: Ich habe meine Cousine auf der Lagerstraße getroffen! Sie war die Frau eines Arztes und hat sich als Krankenschwester gemeldet, obwohl sie keine Krankenschwester war. Sie hat erreicht, dass ich zur Arbeit in das „Revier“ – das „Krankenhaus“ für Häftlinge – eingeteilt wurde. Dort hatte ich zwei Arbeiten zu erledigen: Ich musste die Ausscheidungen des Körpers in die Latrine rausschleppen, denn es gab keine Toiletten, nur Kübel und Töpfe. Die zweite

Arbeit war, auf die dreistöckigen Pritschen zu klettern und die Körper zu berühren, ob sie kalt oder warm waren. Und wenn sie kalt waren, haben wir zu zweit die Leichen runter auf einen Haufen geschleppt. In diesem Revier habe ich mich angesteckt, ich war sehr krank, ich habe 16 Tage 40 Grad Fieber gehabt und schreckliche Krätze. Das war eine Plage, die man sich nicht vorstellen kann, denn das Kratzen hat mich fast umgebracht. Dann gab es eine große Selektion, bei der wir uns nackt ausziehen mussten, und Doktor Mengele mit seinen weißen Handschuhen hat nach links oder rechts gewiesen, wer zum Leben und wer zum Tod geht. Ich sollte mich auch mit aufstellen, aber ich habe mir gesagt, ich gehe nicht, ich werde nicht zurückkommen. Dann war da ein Offizier, und ich habe ihn gefragt, ob ich zurück ins Bett darf. Und er hat es erlaubt! Dann war die Selektion vorbei, ein paar hundert Mädchen mussten ins Gas – und ich bin am Leben geblieben. Dies war einer meiner kritischen Momente, ich habe mehrere gehabt. Meine Cousine Alunia war mein Schutzengel, sie hat sich bemüht, mir Medizin zu bringen. Sogar die SS-Ärzte haben sie geliebt. Sie war schön und gut und ein wunderbarer Mensch. Ich sah schon aus wie ein „Muselmann“, das heißt, nur Knochen und Haut, und ich hätte viel essen müssen. Aber wie kann ich viel essen? Die Portionen waren sehr knapp, die hat man nach der Arbeit ausgeteilt.

Mein viertes Kommando war das Kommando „Kanada“. Die Häftlinge haben dieses Kommando so genannt, weil Kanada ein Land von Überfluss ist. Dieses Kommando hatte alle Dinge, die die Getöteten mitgeschleppt haben, und wir haben die Sachen dann sortiert. Die Kleidung wurde für das Winterhilfswerk nach Deutschland geschickt. Die Arbeit in „Kanada“ war am Anfang sehr schwer. Ich habe jedes Stück beweint. Wer hat das getragen? Woher kommt dieses, von welcher Frau, welchem Mädchen? Man musste sich daran gewöhnen. Ich habe neun Monate in „Kanada“ gearbeitet. Ich habe den Untergang meiner Stadt Łódź und den Untergang der Juden aus Budapest, wo Adolf Eichmann so aktiv war, dort erlebt. Ich habe Fotos von meinen Lehrerinnen gefunden. Das war schrecklich, das zu erleben. Da habe ich verstanden, dass sie nicht mehr am Leben sind.

Oft fragen mich Schüler: Wie lebt man in so einem Lager? Ein paar Worte darüber. Wir waren acht Mädchen, die zusammengehalten haben. Es war ein Ersatz der verlorenen Familien, wir haben uns gegenseitig geholfen, uns unterstützt, das war eine große Hilfe. Das andere war, ich wollte lernen. Ich war so stimuliert bei so vielen Sprachen, die dort gesprochen wurden, also habe ich mir ausgesucht, Französisch zu lernen. Ich habe eine Frau aus Belgien getroffen und sie ersucht, mir zu helfen. Ich hatte kein Papier, keinen Bleistift, alles mündlich. Und ich habe fließend Französisch gesprochen! Die älteren Häftlinge – damals dachte ich, 25 Jahre ist schon alt – haben mich ausgelacht und gesagt: „Man wird dich mit deinem Französisch verbrennen!“ Und meine Antwort war: „Wenn ich lebe, werde ich es brauchen. Und wenn nicht, dann habe ich jetzt Freude daran.“ Und ich habe weitergelernt. Das war mir wichtig, denn ich konnte in einer Welt, wo es nur Befehle gab, meine eigene Wahl treffen. Ich habe Freundschaft und Lernen gewählt, und von den Gedichten, die die Häftlinge verfasst haben, habe ich gelernt. Das ging von Ohr zu Mund. Und weil ich diese Gedichte gelernt habe, habe ich das Buch geschrieben „Gesegnet sei die Phantasie – verflucht sei sie!“ Denn ich wollte nicht mit diesen Gedichten sterben. Das muss die Welt wissen. Dann habe ich meine eigenen Gedichte geschrieben.

Meine letzte Arbeit in „Kanada“ war es, die Koffer zu verbrennen. Zu der

Zeit hat man schon die Kanonen von der Front gehört, die Russen waren ganz nah. Was man heute in Auschwitz-Birkenau sieht, das sind die Koffer, die zu verbrennen wir schon keine Zeit mehr gehabt haben. Diese Koffer sind mit Namen dort geblieben, und die Familien haben nach dem Krieg die Koffer identifiziert.

Dann hieß es antreten, zu fünft. Der Todesmarsch. Drei Tage und drei Nächte sind wir bis Loslau im tiefen Schnee bei minus 20 Grad marschiert. Wer nicht laufen konnte, wurde erschossen, und der weiße Teppich von Schnee war mit roten Flecken bedeckt. Von dort ging es in offenen Waggons nach Ravensbrück.

Über Ravensbrück habe ich überhaupt nichts gewusst. Das Lager war überfüllt, also hat man ein Zelt aufgestellt. In diesem Zelt saß man mit gespreizten Beinen. Eine im Schoß der Anderen, so konnte man mehr Platz gewinnen. Anschließend wurde ich in ein Lager nach Malchow verschleppt, dort war ich vier Monate bis zum Kriegsende. Dieselben SS-Männer, die uns in „Kanada“ beaufsichtigt haben, waren auch in Malchow. Wie die geflüstert haben, dass Berlin in Gefahr ist. Sie haben die Häftlinge aufgefordert, die Militärembleme abzutrennen. Man sollte nicht erkennen, was sie während des Krieges getan haben.

...